

Die Brücke

Autor(en): **Gutmann, Werner**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **271 (1998)**

PDF erstellt am: **20.03.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-656287>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Brücke

Während vieler Jahre schrieb ich Märchenspiele fürs Radio. Nach einer solchen Sendung erhielt ich eines Tages vom Studio den Brief einer kleinen Hörerin.

«Lieber Prinz», schrieb die Kleine, «Du bist immer so tapfer und gut, ich möchte zu Dir ins Märchenland kommen, weiss aber nicht, über welche Brücke man gehen muss. Sage mir doch bitte, wo düren es geht?! Ich hätte noch sechzig Rappen im Sparsäuli fürs Postauto. Schreibe mir bald! – Vreneli.»

Dem Brief lag ein Amateurphoto bei. Es zeigte ein fröhlich lachendes Mädchen von etwa acht Jahren mit langen, blonden Zöpfen und einem Feldblumenstrauss in den Händen.

Natürlich habe ich den Brief erwidert. Auf Pergament, mit farbiger Zierschrift, versehen mit einem Siegel, wie es sich für einen Prinzen gehört. «Liebes Vreneli», so ungefähr lautete meine Antwort, «leider ist es uns Menschen nicht möglich, ins Märchenland zu gelangen. Wenn Du aber noch einige Jahre Geduld hast, wird Dir eines Tages bestimmt ein Prinz begegnen, und dann wird sich die Welt vor Deinen Augen in ein Märchenland verwandeln.»

Eigenartigerweise habe ich mich später oft an diesen Briefwechsel erinnert, während andere Zuschriften längst in Vergessenheit geraten waren. Und so kam es, dass es mich nach Jahren plötzlich drängte, die ehemalige kleine Hörerin aufzusuchen. Es fiel mir nicht allzu schwer, ihre Adresse ausfindig zu machen. Sie lebte immer noch am gleichen Ort, war verheiratet und Mutter von drei Kindern.

Der Gemeindeschreiber liess es sich nicht nehmen, mich ein Stück weit zu begleiten. Etwas ausserhalb des Dorfes blieb er stehen und wies mit der Hand auf ein eher ärmliches Häuschen. «Dort wohnt sie, die Vreni», sagte er mit eigentümlicher Betonung und blickte

mich von der Seite an. Dann verabschiedeten wir uns.

Aus der Nähe betrachtet, sah das Haus etwas besser aus. Vor den Fenstern leuchteten rote Geranien, davor lag ein gepflegter Gemüsegarten. Ein ungutes Gefühl befiel mich plötzlich, und beinahe wäre ich unverrichteter Dinge davongelaufen. Doch dann fing ich mich wieder auf und drückte auf die Klingel.

Nach einer Weile näherten sich Schritte, die Türe wurde geöffnet. Ich stand einem jüngern Mann gegenüber, der mich misstrauisch betrachtete.

Ich erkläre ihm den Grund meines Besuches. Er hört verwundert zu und weiss nicht recht, was er damit anfangen soll. Jedenfalls bin ich ihm unerwünscht, das lässt er mich deutlich spüren. Wenn er wenigstens etwas sagen würde!

Aus dem dunkeln Hausflur taucht ein kleiner Wuschelkopf auf, der sich an Vaters Hosenbein klammert und mich mit grossen, fragenden Augen mustert.

Endlich rafft sich der Mann zusammen. «Für solchen Firlefanz habe er nicht viel übrig», höhnt er, «und überhaupt sei seine Frau nicht zu Hause!» Krachend fällt die Türe ins Schloss.

Das also war nun der Prinz, den ich Vreneli damals in meinem Brief versprochen hatte. Wie vorsichtig man doch mit Versprechungen sein sollte!

Dies geschah vor ungefähr zwei Jahren. Und nun bin ich heute, verlockt durch einen prachtvollen Sommerabend, wieder einmal durch diese Gegend gestreift. Das kleine Haus habe ich dieses Mal jedoch gemieden. Kurz vor dem Städtchen führt die Strasse über ein tiefes Tobel. Die hohe Brücke ist schmal, es reicht nur für abwechslungsweisen Einbahnverkehr.

Ich warte also vor dem roten Verkehrssignal. Da taucht von hinten eine jüngere Frau

auf und geht ohne Hast mit sicheren Schritten auf die Brücke zu, die in diesem Augenblick vollständig leer ist. Die Unbekannte, ohne Gepäck, nur mit einem leichten Sommerrock bekleidet, beugt sich über das Geländer, als ob sie in der Tiefe unten etwas suchen würde. Sie lehnt sich noch weiter hinaus, stemmt die Hände auf das Geländer und kippt im Zeitlu-pentempo kopfvoran nach unten.

Bevor ich auch nur ahne, Augenzeuge eines Selbstmordes zu sein, sehe ich zwei Paar aus-gestreckte Arme und Beine und einen lautlos fallenden Körper. Kein Schrei, nichts!

Im ersten Augenblick bin ich wie gelähmt. Dann springe ich aus dem Wagen, gleichzeitig mit einem andern Fahrer, der inzwischen auf-geschlossen hat. Zusammen rennen wir zum Geländer. Es ist natürlich sinnlos, hier kann keiner mehr helfen.

Tief unter uns erblicken wir alte, hohe Tan-nen und verstreut herumliegende Felsblöcke. Dazwischen steht Mischwald. Von der Frau ist nichts zu sehen. Eisige Stille dringt herauf.

Wir sehen uns wort-los an, dann geht jeder zu seinem Wagen zurück. Ich fahre ins nahe Städtchen und erstatte auf dem Poli-zeiposten Meldung. Man ist dort schon im Bild. Anscheinend hat sich der andere Fahrer bereits telefonisch gemeldet.

Der Beamte nimmt meine Personalien auf. Da klingelt das Tele-fon. Obschon ich noch leicht benommen bin, nehme ich doch einige Gesprächsfetzen wahr. «Ja, wir haben hier einen weiteren Zeu-gen», höre ich den

Kantonspolizisten sagen. «Habt ihr sie schon identifiziert? – Wie?! – Ich verstehe nicht recht, bitte buchstabieren!»

Nur um irgendwie beschäftigt zu sein, schreibe ich mit. Auf dem weissen Papier mei-nes Taschenkalenders reiht sich Buchstabe an Buchstabe, es bildet sich langsam ein Name, eine Adresse. Es ist der gleiche Name, der am verbeulten Briefkasten des kleinen Hauses mit den roten Geranien steht.

Unter meinen Füßen scheint der Boden nachzugeben; ich setze mich auf eine Bank. Vor mir sehe ich ganz deutlich ein kleines Mädchen mit langen, blonden Zöpfen, wel-ches sich so sehr nach dem Märchenland gesehnt hatte.

Der Beamte blickt mich verwundert an: «Ist Ihnen der Vorfall so nahe gegangen?» erkun-digt er sich behutsam.

«Ja, das ist er», höre ich mich selbst wie aus weiter Ferne antworten.



Gewaltige Sturmböe wirft Triebwagen um
Mitte November 1996 wurde dieser über 50 Tonnen schwere Triebwagen der Jungfraubahn aus den Schienen geworfen. Unser Bild zeigt eine Phase der Bergungsarbeiten.

(Foto: Hansueli Trachsel, Bern)